

"Wo machen wir denn das nächste Mal Urlaub?" fragte ich Karen, nahm einen Katalog vom Stapel und schlug ihn irgendwo in der Mitte auf. "Afrika!" Ich vertiefte mich in die Lektüre der Reisebeschreibung. "Ursprünglich... hautnah... während unserer tagelangen Fahrt teilen wir den Eisenbahnwaggon mit der lokalen Bevölkerung..." Ich sah mich schon inmitten von gackernden Hühnern, voluminösen Mamas und schreienden Kindern, und meine Begeisterung wuchs nicht gerade, als ich erfuhr, dass man sich das Essen selbst suchen musste. Kirsten mit Pfeil und Bogen in der afrikanischen Savanne auf Wildschweinjagd... "Ohne mich", sagte Karen bestimmt, und ich



legte den Katalog erleichtert aus der Hand. Obwohl - falls man einen solchen Urlaub überlebte, würde der Rundbrief bestimmt erfreulich interessant ausfallen. Sei's drum, mal sehen, was der nächste Veranstalter zu bieten hatte. Hawai'i. Also nein, wie langweilig! Drei Wochen Strand und Palmen, das war ja nun gar nichts Besonderes. Geistesabwesend überflog ich die Einleitung - und stutzte. Von grandiosen Vulkanlandschaften, farbenprächtigen, tief eingeschnittenen Canyons und üppigen Regenwäldern war da die Rede. Ich las weiter, und fünf Minuten später stand es fest: Unser nächster gemeinsamer Urlaub würde uns in die Südsee führen - nach Hawai'i!

So kam es, dass wir nun in San Francisco am Flughafen saßen und darauf warteten, dass der Flug nach Honolulu zum Einsteigen bereit war. Das aufgeregte Kribbeln im Bauch, dass ich noch am Morgen in Frankfurt gespürt hatte, war inzwischen einer bleiernen Müdigkeit gewichen. Kein Wunder, es war 2 Uhr morgens - jedenfalls in Deutschland. Hier ging gerade die Sonne unter. "Ich gehe auf keinen Fall mehr in Honolulu was trinken", murmelte Karen matt. Beate und ich schüttelten nur stumm den Kopf.

"Na, wer geht noch etwas trinken?" fragte Reiseleiter Stephan, nachdem wir die drei Minivans beim Autoverleih abgeholt und die Schlüssel zu unseren Zimmern in Empfang genommen hatten. Die Nacht war lau, und die Palmen von Waikiki Beach raschelten leise im Wind. Wir fanden eine Bar am Strand, die noch Getränke ausschenkte, und nippten bald glücklich an unserem ersten Südsee-Cocktail. "Auf einen schönen Urlaub!" sagte Karen und erhob mit einem strahlenden Lächeln ihr Glas. In Deutschland war gerade Mittag.

"Trinken", sagte eine weinerliche Stimme in mir, als ich mich am nächsten Morgen zusammen mit Karen, Beate, Stephan und 13 Wandergenossen den steilen Weg zum Aussichtspunkt des Diamond Head Kraters hinaufquälte. Wer hätte aber auch ahnen können, dass es hier schon morgens so heiß sein würde! "Schal!!!" jammerte die Stimme am Nachmittag, als wir am Pali-Aussichtspunkt fast weggeweht wurden. Mich faszinierte das Wetter. In Windeseile zogen pechscharze Regenwolken auf, und plötzlich waren sie auch schon wieder verschwunden. Das Licht wechselte ständig, und ich wusste gar nicht, wo ich zuerst hinschauen



sollte. Riesige gefaltete grüne Bergrücken, wunderschöne fremde Pflanzen, tropische Vögel, dunkelblaues Meer, es gab so viel zu sehen! Während der Badepause am Meer beobachtete ich Windsurfer, Kanufahrer und einen Mann, der zusammen mit seinem Labrador dem Strand entgegenkralte. In Honolulu erwarteten mich schreiend bunte Hawai'i-Hemden, bemalte Ukulelen, fragwürdiger Schmuck und grauenhafter touristischer Kitsch. Am Waikiki-Beach spielte eine Live-Band, Urlauber tanzten, Einheimische surfen im Sonnenuntergang. Das also war O'ahu, die drittgrößte der "lieblichsten Flotte von Inseln, die in einem Ozean vor Anker liegen" (Mark Twain).

Hawai'i (sprich: Hawai-[kleine Pause]-i) ist die jüngste und noch aktive Insel des Archipels, dessen Entstehung vor rund 70 Millionen Jahren ihren Anfang nahm. Tief unten am Meeresboden tat sich in der Weite des Pazifiks ein Spalt auf, aus dem glühende Lava quoll. In einer endlosen Serie von Eruptionen und tektonischen Verschiebungen wuchsen die Inseln aus dem Meer. Während die ältesten schon wieder im Westen versanken, stiegen im Osten immer neue aus dem Ozean. Dem kontinuierlichen Aufeinanderprallen von Feuer und Wasser verdankt Hawai'i seine Existenz, dem Zwist zwischen der Feuergöttin Pele und ihrer Schwester, der Meereshöttin Na-maka-o-ka-hai. Auslöser für den Streit war natürlich - wie könnte es anders sein - ein Mann, verheiratet mit der Meereshöttin, aber den Schwägerinnen Pele und Hi'iaka nicht abgeneigt. Ein Fehltritt mit weitreichenden Folgen. Denn Na-maka-o-ka-hai rächte sich nicht etwa an ihrem treulosen



Göttergatten, sondern an Pele. Verheerende Wassermassen zerstörten Peles Haus und Land, und als die Familie ihr zu Hilfe kam, verlor auch sie alles Hab und Gut in den Fluten. Pele floh mit einem Boot nach Kaua'i, der ältesten Insel des Archipels, und stieß dort ihren magischen Spaten Pa-oa in die Erde, um sich ein neues Zuhause zu schaffen. Ein Krater öffnete sich, in dem vulkanisches Feuer brodelte. Na-maka-o-ka-hai sah von weitem den Rauch und eilte herbei, um Pele zu vernichten. Der Kampf war schrecklich, und Pele blieb wie tot liegen. Doch tot war sie nicht, und so ging ihr Exodus weiter. Auf dem Diamond Head (Insel O'ahu) warf sie

Unmengen von Feuernstein in die Höhe, aber Untergrundwasser stieg im Krater auf und löschte die Glut. Dem Vulkan Hale-a-ka-la auf Maui rückte Pele mit ihrem Pa-oa zu Leibe, und große Lavamassen ergossen sich ins Tal. Na-maka-o-ka-hai sah den Rauch und begriff, dass Pele noch lebte. Wieder forderte sie ihre Schwester zum Kampf heraus, und wieder siegte sie. Triumphierend verstreute sie Peles Lavaknochen an der Küste und rauschte zufrieden davon. Als sie jedoch den Kopf wandte und zurückblickte, sah sie, dass Peles Geist nach Hawai'i gezogen war und dort die Bergflanke des Mauna Loa in einer rotglühenden Wolke umhüllte. Na-maka-o-ka-hai wusste, dass sie gegen Pele in dieser neuen Gestalt nichts mehr ausrichten konnte. So lebt Pele nun auf Hawai'i. Sie lässt den Boden erzittern, wenn sie in ihrem feurigen Zuhause wütend mit dem Fuß aufstampft, und ergießt Lavafluten über die Insel, um ihrem Zorn Ausdruck zu verleihen.



Ich wollte Pele einen Besuch abstatten und mit eigenen Augen sehen, wie ihre Lava ins Meer fließt und nach und nach Lavabänke und festes Land bildet. "Wanderschuhe anziehen", ordnete Stephan an, als wir bei Einbruch der Dunkelheit in Kalapana eintrafen. "Oder will jemand mit



offenen Schuhen über die Lava gehen?" Nein, der Drang zur Selbstverkokelung schien bei keinem von uns besonders stark ausgeprägt. Voller Erwartung betraten wir das Lavafeld - und sahen uns einem Amerikaner gegenüber, der Stephan zu verstehen gab, dass unser Ausflug hiermit beendet sei. "Keine Genehmigung", sagte Stephan zerknirscht, und in mir kochte es vor Wut. Schon wieder keine Genehmigung? Das mussten wir uns fast täglich anhören. Die anderen murrten, Hawai'i sei das Land der Genehmigungen (wie hoch schlugen erst die Zorneswogen, als sie von der Sonnenaufgangsgenehmigung auf Maui hörten!). Ich haderte währenddessen

mit dem Reiseveranstalter, der für diese Reise von jedem von uns richtig viel Geld eingesackt hatte, aber an Genehmigungen jeglicher Art sparte. Wir wurden einige Kilometer landeinwärts geschickt, wo wir nach einem ereignislosen Marsch auf asphaltierter Straße schließlich in weiter Ferne eine kleine Rauchwolke mit rotem Innenleben erkennen konnten. Das sollte unser Lavaerlebnis gewesen sein. Ich erlitt einen privaten Vulkanausbruch und schleuderte meinen Frust allen bedauernden Menschen in meiner näheren Umgebung entgegen, sprich Karen und Beate - und Stephan, den ich in der Dunkelheit gar nicht bemerkt hatte. Er hatte zwanzig Jahre Erfahrung als Reiseleiter, aber noch keine auf Hawai'i, und irgendwie hatte er sich das alles wohl auch ein bisschen anders vorgestellt. Keine halbe Stunde später überraschte er mich mit einem Vorschlag. Er habe mit einem Veranstalter vor Ort gesprochen, und falls die Agentur zustimme, würden wir in zwei Tagen eine Lavatour unternehmen. Fakultativ versteht sich, ca. 55 US-Dollar

pro Nase. Die Agentur stimmte zu, und fast alle aus der Gruppe meldeten sich an. Ich war begeistert, sollte die Tour doch an meinem Geburtstag stattfinden. Was für ein Geschenk!

**Anm. von Wikinger Reisen (mit Erlaubnis der Verfasserin):**

*Der angesprochene Punkt bzgl. Genehmigungen ist ein großes Ärgernis auch für uns. Es kann tatsächlich der Eindruck entstehen, dass Wikinger an nötigen Genehmigungen spart. Der Schein trägt jedoch stark. Seit die Lava nicht mehr innerhalb des Volcano National Park ins Meer tritt, sondern weit außerhalb der Grenzen bei Kalapana, muss man über Privatgrundstücke gehen, um die Lava einigermaßen beobachten zu können. In der Regel ist es so, dass dies von der Community dort selber geregelt wird (z. B. Parkplatzanweisung od. vorgegebene Wegstrecken bis zu einem gesperrten Punkt). Von dort darf man offiziell die Lava beobachten. Wenn die Aktivitäten aber gering sind, sieht man von hier aus nichts.*

*Wenn man auf eigene Faust weitergeht, kann es sein, dass man gestoppt wird, da es über Privatland geht. Deshalb bieten seit einiger Zeit Bewohner gegen Dollars geführte Wanderungen zur Lavaflow. Es ist grundsätzlich eine Entscheidung der Gruppe zusammen mit dem Reiseleiter, ob man so nah wie möglich an die Lava ran wandert. Diese Regelung wurde von unserer Seite in dieser Form getroffen wg. des zeitlich stark wechselnden Risikos. Jede Gruppe findet eine andere Lava Situation vor, da die Lava-Flüsse Richtung und Konsistenz schnell ändern.*

Es war soweit. Gestiefelt und gespornt, mit Taschenlampen, Anoraks und Wasser ausgerüstet und ungeduldig mit den Hufen scharrend, standen wir wieder am Rand des Lavafeldes. Ich hatte zusätzlich als Geburtstagskind noch eine Lei an, eine hawaiianische Blumenkette aus 70 Blüten,



die kühl und schwer um meinen Hals lag. Nach der heutigen Kurzwanderung auf dem Pu'u Huluhulu Trail (kein Schreibfehler, der heißt echt so) kannte ich schon Pahoehoe (Fladenlava) und Aa (nicht, was Ihr denkt, sondern Brockenlava). Stephan zeigte mir nun Stricklava, alle weiteren Erklärungen wurden von unserem Führer im Keim erstickt. Nach einem kurzen Blick auf unsere Bergschuhe und die Rucksäcke hatte er sich entschieden, die Belastbarkeit dieser lustigen deutschen Wandergruppe zu erforschen. In halbschwerem Tempo ging es über Stock (kaum verhanden) und Stein (davon gab's um so mehr), über klaffende Spalten und

wackelnde Lavabrocken. Anfangs versuchte ich noch, ein paar Fotos zu machen, aber bald schon war mein einziger Antrieb, den Abstand zur Gruppe zu verringern. Es ging einen kleinen Hang hinauf und dann einen schmalen Pfad zwischen undefinierbarem Gewächs die Klippen entlang. Unter uns brauste das Meer, in der Ferne stieg Rauch in den Abendhimmel auf. "Nun betretet Ihr Neuland", rief unser Führer. "Vor ein paar Monaten haben wir hier noch unsere Angeln ausgeworfen. Jetzt ist hier eine Lavadecke. Denkt immer daran, dieser



Boden ist noch nicht richtig fest. Achtet immer auf unsere Anweisungen und haltet Euch dicht zur Gruppe." Das musste er mir nicht zweimal sagen. Mein Hasenherz schlug ängstlich gegen meine Rippen, und ich klebte fast an meinem Vordermann. Unter meinen Füßen knirschte und bröckelte es, und es wurde wärmer. Von unten. Ich musste meine Fantasie nicht großartig bemühen, um mir vorzustellen, dass hier noch vor kurzem Lava geflossen war. Weiter und weiter ging es, der Rauchwolke entgegen. "Stopp", rief unser Führer. Ich entdeckte einen kleinen Schrein auf dem Lavafeld. "Wenn ihr nichts dagegen habt, wird mein hawaiianischer Kollege hier Pele besänftigen." Niemand hatte etwas dagegen, und der Hawaiianer sang und tanzte im Stil der neuseeländischen Maori. Nur noch wenige Minuten trennten uns von unserem Ziel, und schon



bald konnten wir es uns im Schneidersitz auf der warmen Lavadecke bequem machen. In ca. 40 Metern Entfernung floss goldglühende, von roten Dampfschwaden umhüllte Lava in langen Fäden hinab ins Meer. Manche Lavatropfen tanzten auf der zischenden Gischt. Neues Land wurde geboren. Angelika stimmte ein Geburtstagslied für mich an, und jemand flüsterte mir zu: "Den Geburtstag wirst du nicht so schnell vergessen, oder?" Nein, bestimmt nicht. Eine halbe Stunde später waren wir nicht mehr allein an unserem Aussichtspunkt. Es wimmelte geradezu vor lautstarken Touristen, die eine besondere Vorliebe dafür entwickelten, sich so zu positionieren, dass wir anstelle der Lava ihre ausladenden Hinterteile bewundern konnten. "Will noch jemand näher ran?" rief der Führer und blickte zu einer Gruppe von Neugierigen in der Ferne, die fast schon mit der Nase in der Lava hingen. Zu meiner großen Überraschung schienen alle nur auf diesen Satz gewartet zu haben, und sofort begann ein großes Pilgern über die frisch erkaltete Basaltscholle zum Lavastrom. Karen, Beate und ich brauchten dieses ultimative Erlebnis nicht. Die Lavadecke unter uns hatte bereits soviel Hitze abgegeben, dass mein Po sich leicht angeschmort anfühlte. Mich auf noch wärmeren und instabileren Boden zu wagen, schien mir nicht erstrebenswert. Unsere wagemutigen Mitreisenden berichteten bei ihrer Rückkehr von einem Spalt im Boden, durch den sie die Lava wie durch einen Gießkannenhals hatten fließen sehen. "Der letzte Blick fehlte aber!" meinte Frank bedauernd und bezog sich auf die Stelle, an der die Lava austritt. "Das wäre dann auch der letzte Blick gewesen", kommentierte Karen trocken.



"Wo denn?" dachte ich und beschattete meine Augen. Endlich machte ich in der Ferne einen weißen Strich am Ufer aus. Das also war das Monument für James Cook, der am 17. Januar 1779 mit seinen Schiffen in der Kealakekua-Bucht vor Anker gegangen war. Tausende von Hawaiianern empfingen ihn, denn es war der Festmonat des Gottes Lono, und nach der Mythologie sollte Lono dereinst auf einer schwimmenden Insel nach Hawai'i zurückkehren. In den Augen der Hawaiianer stand fest: Cook war Lono. Sie empfingen ihn mit allen Ehren, die anmutigen Hawaiianerinnen kümmerten sich liebevoll um die Matrosen. Als Cook jedoch einen Monat später nach einem Mastbruch zurückkehren musste, war der Empfang kühl. Die Festtage waren vorüber, was wollte der Gott hier? Einige Missverständnisse später lagen James Cook und ein Teil seiner Mannschaft tot am Strand. Soviel zum Aloha-Spirit von Hawai'i. Zimmerlich waren die Einheimischen hier wirklich nicht. Was mich an Ka-meha-meha I. denken ließ, der während seiner Herrschaft die Inseln gewaltsam einte. Um den Sieg über Hawai'i davonzutragen, baute er auf Anraten seiner Priester eine Tempelanlage für den Kriegsgott Ku. Die für den Bau benötigten Steine wurden dank einer zwanzig Meilen langen Menschenkette zum Bauplatz befördert, wo der König selbst Hand anlegte. Zur Einweihung des Tempels lud Kamehameha seinen Cousin und Kontrahenden Keoua Kuahu'ula mitsamt Gefolge ein. Dass er als Opfertier gedacht war, ging Keoua Kuahu'ula leider zu spät auf. So übernahm Kamehameha die Herrschaft über Hawai'i. Wir halten fest: Für einen Gott gehalten zu werden, verkürzt das Leben. Mit einem König verwandt zu sein, ebenso. Aber wie steht es mit der einfachen Bevölkerung? Mit der wollte ich erst recht nicht tauschen. Alles war "Kapu", also verboten. So richtig verboten, meine ich. Manches machte man da auch nur einmal im Leben. Zum Beispiel sollte man sich hüten, dass der eigene Schatten auf den König oder einen Adeligen fällt. Darauf stand die Todesstrafe... "Kirsten, könntest Du mal zur Seite gehen? Dein Schatten ist im Bild!" Schnell weg!



Stephan erzählte einfach wunderbar. Wir alle hingen gebannt an seinen Lippen, und wenn es besonders spannend wurde, unterbrach er sich plötzlich und fragte: "Könnt ihr noch?" Alles war interessant, selbst schwierige Exkurse über die vulkanische Entstehungsgeschichte des Archipels oder über die Besiedelung Hawai'is durch Seefahrer aus Tahiti, die sich beim Navigieren nach den Sternen, der Dünung, Wolkenbildung, Vogelschwärmen und dem geheimnisvollen Tiefseeleuchten orientierten. Den Gegenpol zu Stephans Erzähltalent bildete das "organisatorische Chaos", wie

Volker es einmal ausdrückte. Irgendwie schien es ein hoffnungsloses Unterfangen, die auf drei Minivans verteilte Wandergruppe immer gleichmäßig über alles informieren zu wollen. Die einen hörten den Tagesplan dreimal, die anderen gar nicht. Ich gehörte in der Regel zu denen, die von den Ereignissen des Tages überrascht wurden. Es gibt dem Urlaub eine ganz besondere Note, nicht zu wissen, was eigentlich so geplant ist, und am Ende ertappte ich mich dabei, gar nicht mehr hinzuhören, wenn Stephan organisatorische Details erörterte. Dabei gab er sich wirklich alle Mühe, er kaufte sogar Walkie-Talkies für jeden Minivan, damit wir immer in Kontakt blieben. Schade nur, dass schwächelnde Batterien und Funklöcher seine Bemühungen immer wieder zunichte machten. "Wagen 2 an Wagen 3: Könntet ihr bitte Wagen 1 sagen, dass Wagen 2 ihn hört, Wagen 1 aber Wagen 2 nicht?" Gela wartete, aber leider war Rauschen die einzige Antwort. Wagen 2 war mal wieder von der Welt abgeschnitten. Und so gingen einige wichtige Infos unter, wie zum Beispiel, dass es sich bei dem Wanderweg im wunderschönen Polulu Tal nicht um einen Rundweg handelte. Unter Schwitzen und Schnaufen arbeiteten wir uns den steilen Hang hinauf und trösteten uns mit dem Gedanken, dass wir wohl die erste Gruppe seit Menschengedenken waren, die dieses Tal bei Sonnenschein zu Gesicht bekam. Davon zeugte auch der Weg. Glitschig und matschig wand er sich den Berg hinauf, ein grenzwertiges Erlebnis für einige, die



gesundheitlich angeschlagen waren und unter diesen Bedingungen nur mit zusammengebissenen Zähnen einen Fuß vor den anderen setzen konnten. Noch grenzwertiger wurde es, als wir erfuhren, dass es denselben Weg nach einer kurzen Mittagsrast wieder hinuntergehen sollte. Stephan erging sich in Entschuldigungen, als er merkte, dass einige von uns richtig litten, doch Sabine, die es am härtesten von allen getroffen hatte, lächelte lieb und tröstete: "Alles wird gut!" Ein Satz, der unser treuer Reisebegleiter werden sollte und über die eine oder andere Widrigkeit hinweghalf.

Nach sechs Tagen Hawai'i saßen wir wieder im Flugzeug. Wir hatten eine Kraterwanderung hinter uns, hatten einen pechschwarzen Lavastrand mit großen Meeresschildkröten geteilt, dank Jürgens Einladung von den einheimischen Früchten gekostet (Papaya und süße Mango, pinke Drachenfrucht, Rambutan und Baumtomate) und einen himmlischen botanischen Garten am Meer besucht, in dem Aras uns "Aloha" und "Bye bye" zukrächzten. Nun zog es uns nach Maui zum mächtigen Haleakala Krater und zur traumhaften Nordostküste mit dichten Regenwäldern und tosender See. Und zu den Surfern. In Pai'a sollten sie sich tummeln, einem kleinen Städtchen voller Flair. Schade nur, dass unser Hotel nicht dort lag sondern in einer völlig charmfreien Umgebung in unmittelbarer Nähe einer Tankstelle und diverser amerikanischer Fast-Food-Restaurants. Jedenfalls grenzte das Hotel ans Meer, dessen Rauschen ich leise vom Zimmer aus hören konnte. Surfer gab es hier keine, deshalb versprachen wir uns viel von unserem Abstecher nach Pai'a. "Wie, das soll der Strand sein?" fragte Karen, als wir einen Blick auf den schmalen weißen Streifen warfen, der sich zu unseren Füßen ausbreitete. Ich seufzte. Da war es mal wieder, das typische Hawai'i-Gefühl: "Wie, das soll alles gewesen sein?" Wo war die Exotik, die berauschte Landschaft, das Südsee-Feeling?



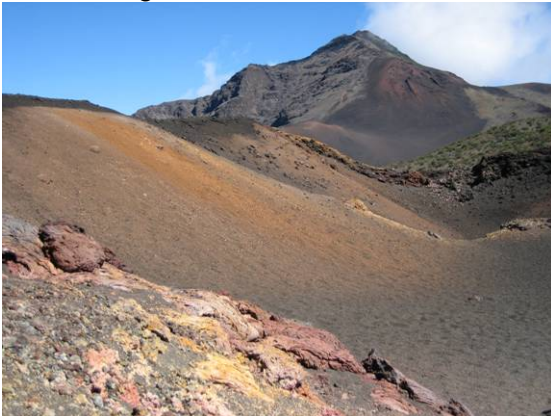
Asphaltierte Straßen, Hotelbunker, Souvenirläden, McDonald's und Supermarktketten hatten "mein" Hawai'i verdrängt, allem hatten die Amis ihren kompromisslosen Stempel aufgedrückt. Und doch hatte ich das Gefühl, dass hinter der Fassade immer noch Hawai'is wahre Farben schillerten und nur darauf warteten, entdeckt zu werden. So wie zwei Tage später an jenem paradiesischen Strand, der so schön war, dass ich keine Zeit mit Fotografieren verschwendete, sondern mich gleich in die eisbonbonfarbenen Fluten stürzte. Korrektur: Stürzen wollte. Tja, wenn das mal so einfach gewesen wäre! Immer wieder zogen die Wellen mir die Füße weg, klatschten über mir

zusammen und spülten mich mit Wucht zurück an den Strand. Was für ein Spaß! Dauernd musste ich aufpassen, dass Bikiniober- und -unterteil da waren, wo sie hingehörten (meist waren sie es nicht), und vor lauter Lachen und Kreischen in den ungeeignetsten Momenten schluckte ich auch noch jede Menge Salzwasser. Aber schließlich war die erste Hürde überwunden, und ich ließ mich von den plötzlich zahmen Wellen des Pazifiks schaukeln.

Mit klappernden Zähnen stand ich auf dem Red Hill, dem höchsten Punkt des Haleakala Nationalparks. Meine Güte, war das hier schweinekalt! Okay, Stephan hatte uns vorgewarnt, und wir hatten auf ihn gehört und uns brav eingemummelt. Aber wenn man gerade eine Stunde an diesem traumhaften Strand bei ca. 30°C verbracht hat, übersteigt die Aussicht auf 2°C mit eisigem Wind irgendwie die Vorstellungskraft. Um mich herum hüllten sich halb erfrorene Touristen Badetücher um die nackten Beine, und der filmende Ami neben mir murmelte: "Sonnenuntergang auf dem Haleakala. Das Bild ist etwas wackelig, weil ich vor Kälte zittere..." Diese Temperaturen würden mich also morgen früh erwarten, wenn unsere 20 Kilometer lange Wanderung durch den Krater begann. Und dann würde sich der Haleakala aufheizen. Nicht umsonst heißt Hale-a-ka-la übersetzt "Haus der Sonne". Früher besuchte die Sonne jeden Tag die Großmutter des Halbgottes Maui im Krater, um sich mit gekochten Bananen zu stärken. Nach dem Mahl hastete sie über den Himmel und war so schnell wieder verschwunden, dass der aus Rinde hergestellte dünne Kapastoff, den Mauis Mutter aufgespannt hatte, nie richtig trocken wurde. Maui war wütend über die gedankenlose Eile der Sonne und beschloss, sie zu bestrafen. Als ihre Strahlen das nächste Mal über den Kraterrand kletterten, fing er jeden einzelnen mit einer Schlinge und schlug dann mit seiner magischen Steinkeule wenig diplomatisch auf die wehrlose Sonne ein. Sie bettelte um ihr Leben und erklärte sich dazu bereit, die Hälfte des Jahres langsamer über den Himmel zu wandern, damit die Menschen auf der Erde sich an ihrer Wärme und ihrem Licht erfreuen konnten...



05.30 Uhr am nächsten Morgen. Stephan erwartete uns munter auf dem stockdunklen Parkplatz vor dem Hotel. "Ich habe schon drei Teller Müsli gegessen und Unmengen von Kaffee getrunken - ich bin schon seit drei Uhr wach!" verkündete er fröhlich. Wenn ich nur ein bisschen mehr Energie gehabt hätte, wäre ich in Ohnmacht gefallen. So aber schaute ich Stephan nur aus trüben Augen an und fragte mich, wieso ich um drei Uhr morgens eigentlich noch nie Lust auf Kaffee und Müsli



verspürt habe. Zwei Stunden später standen wir ver mummt am Kraterrand. Ich hatte sogar noch Handschuhe im Koffer gefunden (faszinierend, was man so alles eingepackt hat...) und schnaufte unter dem Gewicht meines Rucksacks. Angesichts der bevorstehenden Kochbananentemperatur hatte ich zweieinhalb Liter Wasser mitgenommen - und einen halben Liter Cola, falls ich unterwegs wiederbelebt werden musste. Dann noch das Picknick (besser zu viel als zu wenig - man könnte ja verhungern) und diverse andere Kleinigkeiten... jetzt fragte sich nur noch, wie ich das alles 1.200 Meter nach unten und anschließend wieder 850 Meter hinaufschleppen

sollte. Die ersten Stunden waren furchtbar. Ich war mir so sicher, dass mein Rücken dieses Gewicht nicht auf Dauer aushalten konnte, dass ich mir ernsthaft Gedanken machte, umzukehren und auf dem Parkplatz auf die Rückkehr der anderen zu warten. Stephan bot sich an, meinen Rucksack zu tragen ("Ich kann noch!"), aber man hat ja seinen Stolz, und so erklärte mir Stephan wenigstens, wie ich die Riemen anders einstellen konnte, damit das Gewicht auf der Hüfte liegt und nicht auf dem Kreuz. Das gab mir Auftrieb. Und je länger die Wanderung dauerte, desto munterer wurde ich. Kein Wunder, bei der Landschaft! Wir waren im Regenbogenland. Strahlendes Rot, leuchtendes Gelb, sanftes Grün, der Boden schillerte in allen Farben. Fast hätte ich eine



Handvoll violetten Sandes eingetütet, aber brachte die Vulkangöttin Pele eigentlich nur denen Unglück, die Lavagestein als Souvenir mit nach Hause nehmen, oder war sie auch empfindlich bei Kratersand? Ich ließ den Sand lieber da, wo er hingehörte, und trabte weiter der Gruppe hinterher,



die "ganz gemütlich" (so Stephan, der hatte ja auch drei Teller Müsli im Magen) hinter dem nächsten Hügel verschwand. Damit die Sonne uns nicht zu sehr einheizte, öffnete der Priester Kaleiioke kurz seine Kalabasse, in der er die Winde versteckt hielt. Eine kühle Brise erhob sich und begleitete uns den ganzen Tag über. Wir picknickten in der netten Gesellschaft zweier zutraulicher Hawaiiigänse, "nene" genannt, die mit wildem Gezeter vorwitzige Artgenossen auf Abstand hielten und nur durch ermahnende "Ne! Ne!" Rufe davon abgehalten werden konnten, mein Sandwich zu verspeisen. Für den eineinhalbstündigen Aufstieg erbarmte sich Kaleiioke

erneut, und die nun aufkommenden Winde bliesen Wolkenschwaden in den Krater, die sich zwischen uns und die Sonne schoben.

Die 3-Stiefel-Wanderung war überstanden, und ich war bereit für neue Taten. Sprich schnorcheln. Am Molokini Atoll. Wir stachen mit der Whale Foundation in See und hörten von Gruppenleiterin Jess, dass sie gestern den ersten Buckelwal gesichtet hatte. Mein Herz machte einen freudigen Hüpf. Ich dachte, die Wale kämen erst in zwei Wochen in die warmen Gewässer vor Maui, um sich hier zu paaren und zu kalben. Ob wir vielleicht auch einen Wal zu Gesicht... ? "Waaaaa!" quietschte Jess entzückt und deutete nach Osten. Ja, da war er in der Ferne, ein glitzernder Punkt, da seine Fontäne, und dann majestätisch seine Fluke, bevor er abtauchte. Mein erster Wal! Ich verrenkte mir fast den Hals, um noch einmal einen Blick auf ihn zu erhaschen, aber Wale können zwanzig Minuten unter Wasser bleiben, ohne Luft zu holen, und genau das schien mein Wal im Sinn zu haben. Also nach vorn geschaut, wo das Molokini Atoll immer größer wurde. Wir waren nicht die einzigen. Ganz und gar nicht. Viele Katamarane schaukelten auf den Wellen, und Menschen tummelten sich im Wasser. Mit Taucherbrille, Schnorchel, Flossen und einigen wertvollen Ratschlägen ausgestattet, ein ausgeliehenes Tauchershirt gegen die Kälte über dem Bikini und rifffreundliche Sonnencreme auf der Haut, so ließ ich mich



ins Wasser gleiten und sah mich den ersten Fischen gegenüber, schwarzen Humuhumu-'Ele'eles, die mich neugierig musterten. Da waren blaugrün schillernde 'Omilus (oder waren es Uhus?), Kikakapus und zwei A'has, ein Hinalea 'Akilolo (oder Pa'awela, wer kann das schon mit Sicherheit sagen?) und quietschgelbe Lau'i Palas. Nur der hawaiianische Staatsfisch machte sich rar, der Humuhumu-Nukunuku-Apua'a



("das grunzende eckige Schwein" - so einen Namen kriegt man ab, wenn man ab und zu Grunzlaute von sich gibt; nur, dass Ihr gewarnt seid!). Und zu Beates und meinem Leidwesen war auch nirgendwo der Lau-Wiliwili-Nukunuku'oi'oi zu entdecken. Ich paddelte von links nach rechts und von rechts nach links, trieb über rot-gelb-grünen Korallenbänken und überließ mich wie die Fische unter mir der Strömung: hin zum Riff, zurück zu den Korallen, hin zum Riff, zurück zu den Korallen. Wie in einer großen Wiege, im Einklang mit der Natur, hin und her, hin und her. Die anderen verließen nach und nach das Wasser, ich ließ mich schaukeln. Das Mittagsbuffet wurde eröffnet, ich trieb auf den Wellen. Inzwischen klapperten meine Zähne schon auf dem Schnorchel und ich bedauerte die Babywale, die in diesen eisigen Gewässern bald das Licht der Welt erblicken würden. Aber losreißen konnte ich mich immer noch nicht. Erst, als zur Abfahrt

geblasen wurde, kam ich zitternd und bibbernd an Bord. Ein Mannschaftsmitglied musterte mich kurz und kritisierte: "Kein Körperfett!" Dabei hatte ich gestern Abend ein 4-Gänge-Menü verdrückt! Mir blieb nichts anderes übrig, als heißen Kaffee aus einem umweltfreundlichen Zuckerrohrbecher zu schlürfen und geduldig zu warten, bis die Sonne mich langsam wieder auftaute.

Bis zu unserem nächsten Programmpunkt am späten Nachmittag hatte ich meine Betriebstemperatur wieder erreicht. Nur Karen, Beate und ich hatten Interesse daran bekundet, an einem Luau, einem typisch hawaiianischen Fest, teilzunehmen. Inzwischen sind viele Luaus zu touristischen Massenveranstaltungen verkommen, aber das Old Lahaina Luau wird selbst in Reiseführern empfohlen. Zu Recht! Mit einer Blumenkette um den Hals und einem Mai-Tai (Rum-Cocktail) in der Hand folgten wir unserem Kellner Jonathan zu unserem Tisch am Rand der Bühne. Uns erwarteten traditionelle Sitzkissen auf dem Gras, und schon bald fiepte es in mir: "Ein Königreich für einen Stuhl!" Da das Fest noch nicht begonnen hatte, waren wir schnell wieder auf den Beinen, schauten einem erfreulich anzusehenden Hawaiianer beim geschickten Falten von Fischen, Vögeln und Blumen aus Palmwedeln zu und ließen uns die Zubereitung des Kalua Schweines erklären, das mit Bananenblättern abgedeckt stundenlang im Erdofen vor sich hingart. Karen erschien strahlend mit ihrem zweiten Glas und erklärte aufgeräumt, wir könnten die ganze Cocktailliste hinauf- und hinuntertrinken, alles sei gratis. Hicks! Dann teilte Jonathan uns mit, das Buffet sei eröffnet. Ich warf einen Blick auf die imposante Speisekarte (sie war noch länger als die Cocktailliste) und entschied, dass die Zeit gekommen war, um an meinem



Körperfett zu arbeiten. 'Ono Kahi'ao lu'au me ke aloha pu - ein kleines Taroblatt ist köstlich, wenn die Liebe anwesend ist. Keine Ahnung, ob das Buffet mit Liebe zubereitet worden war oder nicht, aber in den Tarosalat hätte ich mich setzen können, so lecker war er! Erdofenschwein, Ahi (Thunfisch) und Tintenfisch, Mahimahi (Goldbrasse?), Hühnchen mit Ingwer, Krabbensalat, Lomilomi Lachs, Schweinefleisch im Taroblatt, Poi und Süßkartoffeln... alles landete auf meinem Teller. Dazu gab es einen "Blue Hawaii", einen Cocktail mit Curaçao, und dann noch einen Hawaiianischen Sonnenuntergang. Je später der Abend, desto alkoholärmer die Cocktails, die Gastgeber wussten, wie sie uns bei Laune und gleichzeitig möglichst nüchtern hielten. Auch brauchten die Getränke immer mehr Zeit, um ihren Weg zu unserem Tisch zu finden. Was nicht



weiter schlimm war, denn inzwischen hatte die Hula-Vorführung begonnen, und wir nippten nur noch abwesend an unserem Glas. Die Bedeutung des Hula für die hawaiische Kultur kommt am besten in einem Wort des Königs David Kalakaua zum Ausdruck: "Hula ist die Sprache des Herzens und deshalb der Herzschlag des hawaiischen Volkes." Die Darbietung machte uns mit Hawai'is Geschichte vertraut. Wir sahen den Ote'a (Trommeltanz aus Tahiti) und Hula Kahiko (alte Tänze, die hawaiische Mythen erzählen, wie zum Beispiel die Geschichte von Hi'iaka, die auf die Suche geht nach Peles Geliebtem Lohiau). Wir erfuhren, dass die Missionare den Hula mit einem

Verbot belegt hatten, das erst König David Kalakaua wieder aufhob. Und wir sahen Hula 'Auana, den modernen Hula mit anderem Tanzstil. Mahalo (Danke) für diesen tollen Abend! Wenn jetzt noch ein Freiwilliger meinen Koffer für den morgigen Flug packen könnte? Nein, diese Arbeit blieb doch wieder an mir hängen.



Kaua'i ist die älteste Insel des Archipels und lockt mit ihrer grandiosen, wild zerklüfteten Na Pali Küste und dem 1.000 Meter tiefen Waimea Canyon. Man schaue sich Jurassic Parc an oder Lost, Filme, die hier gedreht wurden, und schon hat man einen Eindruck von der atemberaubenden Landschaft. Das Kaua'i, das uns am Kilauea Leuchtturm empfing, war allerdings das amerikanische. "Laufen auf dieser Straße verboten!" "Parken verboten!" "Vögel füttern verboten!" "Essen verboten!" "Sich von der Gruppe entfernen verboten!" Vielleicht wäre es schneller gewesen zu schreiben, was erlaubt ist? Wir verzogen uns leicht genervt in den

Schatten und schauten zu, wie Lutz unbekümmert eine Hawaiigans mit Früchten fütterte, die überall an den Büschen wuchsen.

Auch was den Alkoholausschank betraf, war Kaua'i strenger als die anderen Inseln. Auf Hawai'i hatten wir nur ab und zu an der Supermarktkasse unser Geburtsdatum angeben müssen - was vor allem bei den älteren Reisegefährten zu Heiterkeitsausbrüchen geführt hatte. Hier wurden schwerere Geschütze aufgefahren. Als Karen, Beate und ich in der Pizzeria drei Flaschen Kona-Große-Welle-Bier bestellten, wurden wir gebeten, unseren Lichtbildausweis vorzuzeigen. Ich äußerte laut die Vermutung, dass auch der wohlwollendste Betrachter uns sicherlich für älter als 21 Jahre hielt. Die Kellnerin kam ins Grübeln und verschwand, um sich mit ihren Kolleginnen zu beraten. Kurz darauf brachte sie uns das Bier, "aber das nächste Mal die Lichtbildausweise nicht vergessen!" Keine Sorge, es würde kein nächstes Mal geben!

Noch eine Besonderheit auf Kaua'i, mit der wir nicht unbedingt gerechnet hatten, waren die Hähne, Hennen und Küken. Überall stolzierten, scharrtten und gackerten sie herum: im Straßengraben, am Strand, auf und unter Picknicktischen, sogar vor den kleinen Geschäften des Einkaufszentrums. Es gab sie auf Postkarten und T-Shirts, als Stofftiere und zum Hinstellen. Der Reiseführer zeigte sich ratlos, woher diese Hühnerplage eigentlich gekommen war. Fest stand nur eins: "Füttern verboten!"



Landschaftlich war Kaua'i allerdings das, was ich mir erhofft hatte: einfach spektakulär. Vor allem die Wanderung auf dem steinig-matschigen Kalalau Pfad, der sich meilenweit die Na Pali Küste entlang windet, war ein echtes Erlebnis. Orchideen blühten am Wegesrand, und hinter jeder Biegung erwarteten uns neue atemberaubende Ausblicke auf schroffe Klippen, windzerzauste Palmen und die tosende See. Touristen kamen uns mit Badelatschen und Kleinkindern auf dem Arm entgegen, während wir mit Wander-

schuhprofil versuchten, zwischen den glitschigen Steinen Halt zu finden. Je weiter wir vordrangen, um so mehr Ameisen bevölkerten den Pfad, bis schließlich vor lauter wimmelnden Leibern der Weg zu verschwimmen schien. "Immer schön in Bewegung bleiben", empfahl eine energische Amerikanerin, "sonst krabbeln sie an dir hoch." Ich verfiel in eifriges Stampfen, und einige wagemutige Ameisen purzelten von meinen Schuhen. Spätestens die Bachüberquerung machte den letzten blinden Passagieren den Garaus, dann fanden wir uns an einem einladenden Strand wieder.



"Baden verboten!" rief uns Stephan in Erinnerung. Die Strömung hier riss jeden hinaus ins Meer, wo vermutlich schon die Grauhaie warteten. Auf einem Schild hatte jemand mit Strichen markiert, wie viele Menschen bereits ums Leben gekommen waren. "So an die 40", schätzte Stephan. Tiefenentspannt kletterte Lutz zwecks Foto auf einen Felsen im Wasser. Zum Glück war Stephan da schon außer Sicht, sonst hätte ihn der Schlag getroffen! Auf der



Wanderung den Waimea Canyon entlang entwickelte Lutz eine Vorliebe für Bilder, auf denen der Abgrund noch möglichst gut zu sehen war. Stephan sah lieber weg. Nur, als Beate vor dem Flug mit dem türlosen Hubschrauber vermuten ließ, dass sie vor lauter Begeisterung wahrscheinlich einfach "Plöpp!" aus der Kabine purzeln würde, sagte Stephan bestimmt: "Plöpp ist verboten!"

Karen und ich verzichteten auf den Hubschrauberflug, als wir den Preis hörten: 225 Dollar! Viel lieber wollte ich eine Katamarantour entlang der Na Pali Küste mitmachen, wenn möglich begleitet von Delphinen, und natürlich mit Schnorcheln als krönendem Abschluss. "Die Wintersaison hat



begonnen, und die See ist sehr rau. Einige Veranstalter haben bereits geschlossen!" waren die wenig ermutigenden Worte der Dame an der Tourist Information. Stephan durchforstete das Internet trotzdem (was für ein Reiseleiter!) und wurde fündig. Nach Durchsicht der vielversprechenden Angebote war ich schon kurz davor, die Kreditkarte zu zücken, als mein Blick auf einen unglückseligen Satz fiel: Für Leute mit Rückenbeschwerden nicht geeignet. Was für eine Enttäuschung! Aber ich wollte kein Risiko eingehen. Oder doch? Karen hörte mir geduldig zu und bestätigte mich immer wieder in meinem Entschluss: Das war es nicht wert. So verbrachten

wir den Tag am Strand und freuten uns mit den anderen über ihr sagenhaftes Hubschraubererlebnis - und darüber, dass Beate nicht Plöpp! gemacht hatte.

Der letzte Abend brach an. Karen, Beate und ich beschlossen, das mexikanische Restaurant um die Ecke auszuprobieren. Zuerst mussten wir warten, bis ein Tisch frei wurde, dann verging die Zeit, bis das Essen endlich kam. Erst um kurz vor neun, zehn Minuten vor Lokalschluss, wurden unsere Quesadillas gebracht. Die Spannung wuchs. Was würde um neun Uhr geschehen? Inzwischen waren wir ja schon an einiges gewöhnt. Zum Beispiel daran, dass viele Lokale bereits um acht Uhr dicht machten. Oder daran, dass man bei der Bestellung am besten schon gleich den Nachtsch, ein zweites Getränk und einen Kaffee orderte, weil man später keine Chance mehr bekam, weitere Wünsche zu äußern. Und vor allem daran, dass langsame Esser wie ich auf dem Archipel klar im Nachteil waren. Sobald Karen und Beate ihr Mahl verputzt hatten, kam auch schon die Rechnung. Dass mein Teller noch halb voll war, störte keinen großen Geist. Anfangs hatte ich mich noch umgedreht und zur Tür geschickt, um festzustellen, ob sich seit unserer Ankunft eine Menschenschlange gebildet hatte, die es kaum erwarten konnte, unseren Tisch zu besetzen. Inzwischen wusste ich es besser. Auch auf die Frage, ob die Mahlzeit für mich eingepackt werden sollte, reagierte ich nicht mehr mit einem gereizten: "Ich esse noch!", sondern mit einem "Nein danke!" Doch bei den Methoden der Bedienung im mexikanischen Restaurant klappte mir doch die Kinnlade herunter. Um zehn nach neun kam die Kellnerin mit Styroporbehältern angerollt. "Oh gut!" sagte sie zufrieden mit einem Blick auf Karens und Beates aufgegebene Ration und warf die Behälter dann auf die Burritos am Nachbartisch. Während sie mit dem Gast hinter mir um dessen gefüllten Teller rang, stellte ihr Kollege die Stühle hoch. Ohne Worte...

Das letzte Frühstück. Auch hierüber lässt sich einiges berichten. Zum Beispiel, dass man besser Kaffee bestellt als Tee. Denn frisch gebrühter Kaffee wird immer kostenlos nachgeschenkt. Wer allerdings Tee hat, bekommt nur einen zweiten Aufguss. Und einen dritten, wenn es sein muss. Immer mit dem gleichen Teebeutel. Lecker! Dafür spart man nicht am Essen. Zwei tellergroße dicke Pfannkuchen mit Ahornsirup bekommt, wer eine kleine Portion bestellt hat. Eier darf man futtern bis zum Exzess (unsere Mägen machten da nach zwei Tagen schon nicht mehr mit). Am „schönsten“ war allerdings immer das Mittagspicknick. Sandwich! Manch Bild sagt mehr als Worte...



Aber auch das sollte nun vorüber sein. Stephan hatte versprochen, ein richtig leckeres Picknick zu organisieren, mit Salaten und Grillfleisch und allem drum und dran. Lutz und Gela, Karen, Beate und ich beschlossen, uns beim Kajakfahren den nötigen Hunger anzupaddeln, während die anderen den Vormittag zum Entspannen und Kofferpacken nutzten. Wir verbrachten drei herrliche Stunden auf dem Wailua River. Tiefenentspannt sozusagen. Mit der entsprechenden Gemütsruhe ließen wir abends am Flughafen die Kontrollen über uns ergehen. Ein Sicherheitsbeamter öffnete meinen Koffer und blätterte alle meine Prospekte

durch. Er suchte Blattsprenstoff. Eine Frau wischte unsere Hände mit einem Wattepad ab. "Wir prüfen auf Chemikalien", lautete die Erklärung. Dann kam der Ganzkörperscanner. Mein Handgepäck wurde als verdächtig eingestuft. "Entschuldigung, wir haben uns geirrt!" "Ist schon recht." Landwirtschaftliche Kontrolle. Bitte was? Die Hälfte der Gruppe durfte nicht weiter und musste erstmal die mitgebrachten Bananen und Äpfel futtern. Wie gut, dass ich keine Setzlinge gekauft hatte, hier wäre Endstation gewesen. Endlich saßen wir im Flugzeug. Wieso hatte die neben mir eigentlich eine Nähscchere auf dem Schoß? Egal, Augen zu und geschlafen, vor uns lagen viele, viele, viele Flugstunden. Und der Winter. "Wie, 2°C?" jammerte ich mit Blick auf den Bildschirm. Jawohl, 2°C und Schneeregen in Frankfurt. Lutz und ich stimmten "Schneeflöckchen, Weißbröckchen" an. Wie Sabine sagen würde: "Alles wird gut!"

